

(Nachdruck verboten.)

## Der Flurschütz.

Roman von Alfred Vogt.

Unter derlei Gedanken war der Flurschütz in die Gemarkung herabgestiegen, die er pflichtmäßig abzuschreiten hatte. Im Winter war das bald gethan, denn die Bauern hoben sich den Feldfrevler für die gute Jahreszeit auf.

Er setzte über den Hollerbach und trat gleich darauf in den Gemeindevald. Das war ein gemischter Bestand von Eichen, Buchen, Fichten und Kiefern, so gut bewirtschaftet, daß es auch Wintertags eine Lust war, sich darin zu ergehen. Das thaten freilich die Eschenröder nicht. Die hockten lieber beim warmen Ofen oder rekelteten sich in den Wirtshäusern herum. Nicht so der Flurschütz. Er liebte die Natur auf seine Art und hatte für die Waldespracht Herz und Sinn. Wie taats und still lag vor ihm der Forst, das Gezweig der Laubhölzer überzuckert, die Fichten und Kiefern von der Schneelast beschwert. Da nun die Sonne den Nebel durchbrach, vermeinte man sich in einem funkelnden Saal. Das Auge war geblendet von all dem Glanz. Kein Menschenwerk war so herrlich wie das. Und von den Stämmen rannen die blinkenden Tropfen, bei jeder Baumart mit eigenem Ton. Ja, wenn man horchte, klang's wie Musik. Da ward einem seltsam wohlzig zu Mut, als schlüpfte man aus der alten Haut. Und der Braß zerging wie rings der Schnee. —

Als der Flurschütz gegen Mittag in seine Behausung zurückkehrte, setzte ihm die Schnappersgritt Kraut mit Sped und Salzfüße vor. Es schmeckte ihm, und er forderte auch die Alte auf, zuzulangen. Diese lehnte mit den Worten ab, es sei ihr nicht lust, sie bringe keinen Bissen herunter.

„O ha!“ machte der Flurschütz.

Die Alte schupperte sich.

„Hab's Magendrücken und Reizmatismus.“

Der Flurschütz sah sie teilnehmend an.

„Du wirst Dich verkältet haben.“

„Möglich.“

„Du mußt einmal geherigb schwitzen. Das treibt's heraus.“

„Ja schon, aber wer soll dann bei Dir die Arbeit thun?“

Der Flurschütz fragte sich hinterm Ohr.

„Freilich, das paßt eh schlecht.“

Die Schnappersgritt nahm auf der Ofenbank Platz.

„Ich will Dir was sagen, Daniel. Ich fein alt und klapperig. Ich hab's halt probiert, ich kann mich nicht so strabezieren.“

„Sei doch nicht eppsch. Wer schwächt dann von strabezieren?“

Die Gritt runzelte die Stirn.

„Ihr Mannsleut ästerniert das nicht: enz auf'm Boden, enz auf'm Hof, bald in der Stub', bald in der Kluch' und alles blitbank. Das will geschafft sein.“

„Ja, ja.“

„Gelte? Da braucht eins gesunde Knochen. Ich paß's nicht, Daniel. Hier herein gehört eine kräftige Weibsperson.“

Der Flurschütz erhob sich und sagte besorglich:

„Du wirst mich doch nicht im Ungerüch steden lassen?“

„'s preßiert nicht auf Stund' und Minut',“ verjegte die Alte, „ein paar Tag' schrackel' ich noch hin.“

„Das heiß' ich ein schön Gebeugnis,“ sagte der Flurschütz verbrießlich. „Wo krieg' ich dann schnell eins her?“

Die Alte zuckte die Achseln.

„Ja, Daniel, Du thust Dein Gottesbestes und guckst Dich um.“

Sie gingen die ganze Dorfschaft durch, Hans für Hans. Die Tochter eines wohlhabenden Bauern gab sich gewißlich nicht dazu her, dem Flurschützen die Wirtshaus zu führen. Da waren einlezig ein paar arme Weiber, allein denen konnte man nicht um die Ecke trauen. Guter Rat war tener. Sie fannen hin und her. Zuletzt schlug die Gritt sich vor die Stirn.

„Ey fällt mir was bei.“

„No?“ fragte der Flurschütz erwartungsvoll.

„Da ist meiner Schwester ihr Kind, die Christine. Ballbott schreibt sie sich und ist von Freienstein. Die dient beim Bäcker Klemmrath in der Stadt. Die hat was zuzusetzen und flenzet sich nicht, wann's arbeiten heißt.“

„Ja, geht dann die aufs Dorf?“

„Das ist die Frag'. Sie hat nig, ist arm wie 'ne Kirchenmaus —“

„Arm mit Ehren kann niemand wehren.“

„Und geht dem Verdienst nach, Du bist ja bei Geld, kannst schon was ausgeben. Am End' daß sie kommt.“

Ja, ausgeben! Da berührte die Alte einen wunden Punkt. Zwar war der Flurschütz nichts weniger als ein Geizhammel und hatte für die Bedürftigen ein warmes Herz. Aber einer Dienstmagd ins Blaue hinein hohen Lohn verwilligen und noch nicht wissen, wofür? Das ging ihm gegen die Natur. Das mußte weißlich überdacht sein.

Indessen lobte die Gritt ihrer Schwester Kind durchs A B C. Die Hauptsache war, die Christine wußte hauszuhalten und kam mit wenig aus. Dabei war sie eine leidliche Person. Freilich hatte sie bei aller Manierlichkeit einen Klotz am Bein.

Der Flurschütz horchte auf.

„Wie so dann?“

Die Gritt strich ein paarmal über die Schürze.

„Ei, da hat sie's vor zwei Jahr mit einem Soldat gehabt, einem Erzlump. Der ist auf und davon. Und es hat sie natürlich ihr Kind.“

„Wo ist dann das?“ forschte der Flurschütz.

„Bei braven Leut'. Dem geht nig ab.“

„No, wann ich sonst mit ihr einig werd', das Kind thut mich nicht schentier'n.“

Da sie noch weiter dischlerierten, kam von ungefähr der Geometer aus der Stadt. Dieser wohnte auf dem Marktplatz dem Bäcker Klemmrath gegenüber und kannte die Christine gut. Wenn die den Dienst bei dem Flurschützen annehme, meinte er, könne er sich gratulieren, ein solches Mädchen, früh bei der Hand und arbeitsam bis in die Nacht. Und treu wie Gold. Das hatte die Klemmrathen ihm selbst gesagt.

Solcherlei Rede war Wasser auf die Mühle der Schnappersgritt. Bei dem Flurschützen aber war's nun beschlossene Sache: Wenn die Gritt Sonntag halbwegs auf den Weinen war, sollte sie mit dem Milchwägglein in die Stadt. Und forderte ihr Schwesterkind nicht gar zu viel, so nahm er sie als Magd ins Haus.

### III.

Seit Urbäterzeiten stand der steinerne Neptun auf dem Marktplatz der Stadt und gebot, den Dreizack erhoben, dem feuchten Element, das zu seinen Füßen aus Drachennäulern in ein geräumiges Becken rann. Hier füllten Städter und Städterinnen, Knechte und Mägde ihre Eimer und wehten ihre scharfen Schnäbel dabei. —

Sonntags in aller Frühe war es, daß Christine, die Magd aus Freienstein, ihre Kameradinnen, die Fränz und die Vene am Brunnen traf. Selbdrith waren sie vom Laude in die Stadt gekommen, hatten mancherlei Unbill in hartem Dienste erfahren und auch in den Liebeshändeln ihr Herz erprobt. Die Vene hielt einem Fuhrknecht die Treue, der Fränz gefiel die Abwechslung. Mit der Christine hatte ein Nicht sein Spiel getrieben; aus ihrem Gesicht sprach ihre Leidensgeschichte. Sie war mittelgroß, von schlankem Wuchs. Das kastanienbraune Haar hatte sie hoch aufgesteckt. Aus ihren tiefen, dunklen Augen leuchtete verhaltene Leidenschaft. Um ihren Mund hatte sich eine Kammersalte eingegraben. Wenn sie sprach, sah man ihre schönen weißen Zähne. Ihre Hände waren klein, aber von harter Arbeit rot und gequollen. Obgleich man ihrem wohlgebauten Körper Kraft und Frische zutrauen konnte, trug ihre ganze Erscheinung etwas Schlafes, Müdes zur Schau. —

„Du wirst Dich verstaumen, Christine,“ sagte die Fränz und setzte den gefüllten Eimer auf das Pflaster.

„Ei, weißt Du's dann nicht?“ fragte die Vene.

„Nig weiß ich,“ verjegte Christine ahnungslos.

„Dein Schatz ist vorgeß' hier durchgemaacht.“

„Der Dumplad!“ fügte die Fränz hinzu.

Der Christine glitt der Zuber aus der Hand.  
 „Wer hat ihn geseh'n?“  
 „Ei, der Schneider Kleemann.“  
 „Und mein Hannes. Der hat ihn gesprochen. Er ist mit dem Neunhüzug fort.“  
 Aus dem Gesicht Christinens war jeder Blutstropfen gewichen. Mit zitternder Hand strich sie das Haar zurück und sagte unter der Wucht eines gewaltigen Schmerzes:  
 „Bei mir ist er nicht gewest.“  
 Die Fränz und die Lene fielen über den Treulosen her.  
 „Verramschieren müßt' man den schlechten Kerl.“  
 „Der hat kein Herz und keine Ehr' im Leib.“  
 „Pfiu! Wann man drei Jahr' mit einem Mädchen gegangen ist.“  
 „Und so 'n teuer Andenken dagelassen hat.“  
 „Ich sein sell alsfort an Dir gewest. Du sollst Dich mit dem Muskelier nicht einlassen.“

„Soldatenlieb' und Lindenblüh  
 blüht nur und zeitigt nie.“

„Mordsapperment! Ich an Deiner Stell' thät' ek an ihn gehn. Der muß doch blechen, Gott weiß, wieviel.“  
 „Man sollt's nicht glauben, aber Du hängtst alleweil noch an dem Schmagudes.“  
 „Treuinnig bist Du, das muß man Dir lassen.“ spöttelte die Fränz.  
 „Und Dein Bubchen muttert sich.“ sagte die Lene. „das hat auch schon so vernärrte Guderchen.“  
 Der Christine stieg die Röte ins Gesicht, aus ihren Augen sprühten Funken.  
 „Halt' doch Euer Mäuler! Was geht Euch dann mein Bubchen an?“  
 „Nig.“ thät die Lene beleidigt.  
 „Das sollst Du allein's für Dich behalten.“ stichelte die Fränz.

Die Christine setzte mit einer kraftvollen Bewegung den gefüllten Zuber auf den Kopf und schritt ohne Abschiedsgruß über den Platz dem Haus des Väckers zu.

Die Fränz rief ihr nach:

„Herzallerliebtes Schätzche,  
 Ach wart' doch noch ein Jahr,  
 Wann auf der Weinreb' Kirsch' wachse,  
 Da frei' ich dich fürwahr.“

„Die ist noch hochnäs'ig obendrein.“ rasonierte die Lene.  
 „Und steifköpfig, sonst thät' sie ans Gericht gehn und den Mensch verklagen.“

Die Lene lachte auf.

„Da kennst Du die schlecht. Ehnder die ein' Fuß ans Gericht setzt, verhungert sie lieber mit'samt ihrem Kind.“

Christine trat in das Väckershaus. In der Küche nahm sie den Zuber vom Kopf und ließ sich auf der Herdbank nieder. Das Herz schlug ihr zum Zerpringen, und die Thränen schossen ihr aus den Augen. Gab's denn auf der Gotteswelt noch einen Menschen, der so grundschlecht war wie der Jakob? Schwerlich. Drei Jahre hatte er sie abgemaßt, hatte wie verrückt mit ihr gethan und das Blaue vom Himmel herunter versprochen. Sie war so blind, so vernarrt gewesen und hatte auf sein Wort gebaut. Jetzt saß sie da mit ihrem Kind und greinte sich die Augen aus. Ja, war's denn nicht auch sein leiblich Kind? Und scherte sich den Teufel drum. Einen Brief über den andern hatte sie an ihn geschrieben, es war keine Zeile von ihm gekommen. Nun war er gar in seiner Heimat gewesen und hatte sich nicht nach ihr umgethan. So eine Schuftigkeit! Drumten in der großen Stadt hatte er sicher mit andren Mädchen angebändelt. Das Scharvenzeln verstand er. War ihm die erste ungemächlich, führte er die zweite bei der Nase herum. Das Schlangensfreundliche machte die Weibskleute firre. War's ihr selbst doch nicht besser ergangen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## In der Arbeitsstube.

Von N. Leontjew.

(Fortsetzung.)

Es wird bald sechs schlagen. In der Arbeitsstube ist es noch ganz dunkel. Hinter der schlecht schließenden Thür hört man die eben aufgestandene Köchin mit dem Samovar poltern. Die in der Arbeitsstube schlafenden Lehnmädchen beginnen sich zu bewegen und sich zu strecken. Sie können sich noch nicht entschließen, in der kalt

gewordenen Werkstatt aufzustehen. Aber aus der Küche tönt unterdessen fortwährend die Stimme Marjas:

„Na, das sollte mir fehlen, mich auch noch mit Euch herumzürger'n! Was geht's mich an? Liegt so lange Ihr wollt! Mir ist's egal, ob die Arbeitsstube geheizt ist oder nicht. . . Natürlich, gestern hat man wieder kein Holz rausgeholt, und jetzt ist es voll Schnee, 's wird nicht leicht brennen.“

„Anjutka, hör' doch! Steh' auf! Du mußt nach Holz gehen, ich bin gestern gegangen.“ sagt Manka, ihre Nachbarin anstoßend.  
 „Es muß bald sieben Uhr sein. Die Mädchen werden gleich kommen.“

„Ich stehe schon auf. . . O wie kalt! Meine Strümpfe sind ganz zerrissen. Ich kann jetzt nicht stopfen, ich habe keine Nadel bei mir. Sieh mir doch Deine, Manka; ich ziehe das Loch irgendwie zusammen. . . Die nackten Füßen kommen raus und auf dem Hofe ist's so kalt!“ sagt Anjutka mit vor Thränen zitternder Stimme.

„Was weinst Du? Mußt Dich dran gewöhnen! Da ist 'ne Nadel: näh' zu! Ich stehe indessen auf und helfe Dir beim Holz: dann wird's schon gehen.“

Sie steht schnell auf, zieht sich an, packt ihr primitives Bett zusammen und trägt es auf den Hängeboden. Dort sind Nadja und Katka ebenfalls schon wach und ziehen sich langsam an.

„Hör', Manka, ist schon eine von den Arbeiterinnen da?“ fragt Nadja.

„Nein, noch ist niemand da.“

„Na, dann brauche ich mich auch nicht so zu beeilen. Ich habe nur im Laden Staub zu wischen, damit werde ich schon fertig, bis Madame aufsteht.“

„Und ich muß noch die Maschinen rein machen und öfen, bis die Arbeiterinnen kommen.“

„Ich werde die Lampen füllen und die Cylinder putzen: die sind gestern schrecklich veräuchert.“

Als sie in die Werkstatt kommen, arbeiten dort schon die Rodarbeiterin Katja und Taillemäherinnen Annuschka und Katscha. Von Zeit zu Zeit geht die Thür und läßt verspätete Arbeiterinnen ein oder Lehnmädchen, welche heiße Plätteisen bringen. Gedämpfter Lärm erfüllt das Zimmer. Im trübem Morgenlicht erscheinen die Gesichter der Arbeitenden ganz erdig.

„Nadja, hast Du den Laden aufgeräumt?“ fragt die älteste Arbeiterin Lisa; „wenn nicht, dann thu' es gleich! Trage auch die Puppen mit den Kleidern hinein. Ich muß ein Chemisett an die Taille anstecken. Nimm also von einer Puppe das Kleid und hänge es in den Schrank.“

„Gleich, Fräulein Lisa! Ich muß nur noch auf dem Schrank Staub wischen.“

„Und Du, Anjutka, mach', daß Du mit Deiner Rotunde fertig wirst, und trage sie in den Laden, damit sie hier nicht noch schmutzig wird. Gast gestern den ganzen Abend daran gefessen und noch immer nicht die Heftsäden ausgezogen.“

„Ich habe alles ausgezogen, nur ein paar Fäden sind noch geblieben. . . Ich habe mich ja erst eben an die Arbeit gesetzt“, antwortet Anjutka, in deren Augen schon wieder Thränen glänzen.

Thränen sind ihre gewöhnliche Antwort auf alle Verweise und Vorwürfe der Arbeiterinnen und der Prinzipalin. Sie kniet wie gestern vor der prachtvollen blauen Sammtrotunde, indem sie dieselbe vorsichtig, fast ehrfurchtsvoll mit ihren dünnen Fingern hin und her wendet.

„Nadja, mach' mir die Patten für den Rod zurecht!“ ertönt es vom Tisch, an dem die Rodarbeiterinnen sitzen.

„Nadja ist nicht hier. . . sie ist im Laden. Die Patten hängen dort an der Wand, aber ich glaube, sie sind noch nicht geplättet.“

„Schnell, Katka, plätte! Ich muß sie sofort annähen. . . Oder gib lieber mir das Eisen. Du versengst sie womöglich noch, der Stoff ist so dünn.“

„Was soll ich thun, Lisa? An meiner Taille fehlen Spigen. Alles übrige ist fertig, und Madame schläft noch.“

„Legen Sie das einstweilen fort, Annuschka, und nehmen Sie hier die pliffierte Taille vor. Ich denke, sie wird bald aufstehen. . . Warum giebt Marja keinen Thee? Es ist sicher schon zehn vorbei. . . Manka, lauf' mal in den Laden und kauf' mir zwei Kringel.“

„Und mir laufe zwei Pfund Schwarzbrot! Auch für fünf Kopfen Schafkäse, aber ganz frisch, weichen, hörst Du?“

Von allen Seiten kommen die Aufträge der Arbeiterinnen. Zu bewundern ist das Mädchen, welches all diese kleinen Aufträge behält und nur in den seltensten Fällen irgend etwas vergißt.

„Kommen Sie Thee trinken!“ hört man die Stimme der Köchin.  
 „Geh', Katka, mach' alles zurecht! Indessen kommt auch Manka mit dem Einkauf zurück.“

„Fräulein Lisa, ich habe nichts zu thun: ich habe die Rotunde gereinigt und im Laden aufgehängt.“

„Komm! Komm hierher, Anjutka! Ich gebe Dir Arbeit. Hier habe ich zugeschnittene weiße Streifen zu Sämmchen: näh' sie zusammen. Aber nimm Dich in acht, daß kein Fleckchen drauf kommt! Stecke Dir hier dieses Tischuch im Gürtel fest und lege alle Sämmchen hinein. Gott behüte, daß Du ein Stückchen verlerst! Dieser Atlas ist ein knapper Rest, und ich brauche zwanzig Ellen Saume, um das Kleid hier zu besetzen.“ sagt die blasse, anämische Saska, indem sie Anjutka einen ganzen Haufen schmaler weißer Streifen übergiebt.

„Madame ist aufgestanden!“ flüstert Nadja, durch eine Seitenthür aus dem Laden in die Arbeitsstube stürzend. „Wo sind meine Patten! Ah, sie kommt gleich, und ich habe keine Arbeit!“

„Da, da . . . nahe in diesem Rod Tasche und Haken ein!“ schiebt ihr eine der Arbeiterinnen einen schweren Cheviotrod zu.

„Nu hat man endlich Thee, da heißt es wieder warten, bis sie alle Arbeiten angesehen hat!“ hört man einige unzufriedene Stimmen.

In der Arbeitsstube wird es still. Alles wartet auf Madame. Nur die alten ausgearbeiteten Nähmaschinen erfüllen das Zimmer mit ihrem klappernden Geräusch. Die eintretende Prinzipalin findet ihr Personal eifrig bei der Arbeit. Sie ist eine mittelgroße Frau in den Dreißigern, ziemlich fortpulent, in einen nachlässig übergeworfenen Flanellrod gekleidet. Mit einem forschenden Blick über die Mädchen und die an der Wand hängenden Arbeiten nähert sie sich langsam, mit schlürfenden Pantoffeln, der ältesten Arbeiterin.

„Was, Sie sind noch nicht mit der Taille fertig? Ich rechnete bestimmt darauf, daß Sie heute schon das seidene Kostüm anfangen sollten. Uebermorgen mittag muß es fertig sein; es wird sehr dringend zu einem Konzert gebraucht!“ zischt sie unzufrieden durch die Zähne.

„Ich habe nur noch das Chemisett anzunähen, dann ist es fertig, Madame.“

„Ist der Umhang fertig? Er muß heute abgeschickt werden. Katja, Sie haben ihn genäht, nicht wahr?“

„Ja, er ist fertig, nur noch auszuplätten.“

„Na worauf warten Sie denn?“

„Das Eisen ist noch nicht heiß.“

„Haben Sie schon etwas fertig? fragt sie die Rodarbeiterin Sascha.“

„Da, den blauen Cheviotrod macht Nadja jetzt zu Ende, und hier diesen mit den Patten kann man auch bald in den Laden nehmen.“

„Schneller, schneller. Es ist noch eine Masse Arbeit bis zu den Feiertagen! Warum klappern die Maschinen so? Sind sie denn rein gemacht? Katja, sind die Maschinen nicht gereinigt?“

„Ja, Madame, heute früh.“

„Das ist gelogen! Das merke ich am Rasteln!“ sagt sie im Fortgehen.

„Na Gott sei Dank! Sie ist fort. Hast Du alles eingekauft, Manka? Dann wollen wir Thee trinken.“

In einem Winkel der Küche, gegenüber dem Herd, verzehren die Arbeiterinnen an einem langen Küchentisch, auf dem ein großer Samowar, Tassen und Gläser stehen, ihr armseliges Frühstück.

„Wenn's nicht so eilig wäre, könnte man sich vielleicht ein paar Würstchen kochen, das wäre mal schön!“ sagt Katja, sich halb fragend an Lisa wendend.

„Was nicht noch? Sie haben doch gehört, was sie zu mir gesagt hat? Da ist gerade Zeit, Würstchen zu kochen! Die ganze Seele haßt man sich bei dieser Arbeit aus dem Leibe; fast zwei Tassen müssen tagtäglich fertig werden, und noch immer nicht genug! Wie kam man da an sich denken?“

Schnell schlucken die Arbeiterinnen ihren heißen Thee herunter. Noch keine zehn Minuten sind vergangen, da sitzen sie, noch die letzten Wiffen Brot kauend, schon wieder in der Arbeitsstube.

„Im Laden sind Damen zur Anprobe gekommen!“ stürzt Katja hinein.

„Wer zum Teufel hat die so früh hergebracht? Es ist ja noch nicht mal zwölf! Ist Henriette Ludwigowina schon angezogen?“

„Ja, sie ist schon im Laden. Sie hat selbst so früh zur Anprobe gebeten . . . Die eine Dame ist eine ganz neue . . . zum erstenmal hier . . .“

„Vielleicht 'ne neue Bestellung? Na das fehlte gerade noch! Geh' doch, Manka, hör' ein bißchen!“

„Warte! Ich muß ohnedies das Chemisett auf der Puppe anheften, da höre ich gleich.“ sagt die älteste Arbeiterin, ihren Platz verlassend und über die Bank steigend, um die neben ihr sitzenden Arbeiterinnen nicht zu stören.

„Wo ist das Centimetermaß? Der eine Rod ist zu lang, muß kürzer gemacht werden!“ ruft, aus dem Laden hereinstürmend, ein Lehrgemächchen.

„Nimm, nimm, da liegt es ja! . . . Also das ist die erste Aenderung!“ . . . sagt seufzend die Rodarbeiterin Sascha.

„Der Teufel hol's! Ich werfe alles hin und gehe! Eine neue Bestellung! Sie läßt sich, weil's so eilig ist, 25 Rubel bezahlen; dafür müssen wir dann alle Nächte bis zu den Feiertagen durchsitzen und bekommen nichts, gar nichts!“ hört man plötzlich die erzürnte Stimme der wiederereintretenden Arbeiterin.

„Ist das Heliotropkleid nicht zu ändern, Lisa?“

„Nein, alles in Ordnung. Nur am wollenen Kleid muß der Rod kürzer gemacht werden.“

„Da klingelt's schon wieder! Es ist zum Verrücktwerden heute! Wahrscheinlich nach dem blauen Kleid. Ist der Rod fertig, Sascha!“

„Ja, Nadja macht ihn gerade zu Ende. . . . Bist Du so weit Nadja?“

„Ich nähe eben den letzten Haken an, dann bleiben nur noch die Puffhänger.“

„Wißt Ihr schon das Neueste? Der Radmantel ist verdorben! Alle Gestfäden sind auf dem Plüsch zu sehen! Madame hat bloß so

gezeitert, als sie es bemerkte. Vor den Kunden ließ sie sich natürlich nichts ansehen!“

Manka hat diese beunruhigende Botschaft in die Werkstatt gebracht.

„Ach Unsinn! Was redest Du da für dummes Zeug! Wer soll denn da etwas verdorben haben?“ Ich habe gestern abends selbst den Radmantel gesehen, als er Anjutta gegeben wurde. . . Nichts war zu bemerken! . . .“

„Schwag' hier keine Dummhheiten!“ hört man gleichzeitig einige erregte Stimmen.

„Ja, was kann ich denn dafür? Die Dame, welche das wollene Kleid anprobierte, besteht den Radmantel und sagt: „Ach, was für ein schöner Plüsch! Das ist eine Notunde!“ Geht näher und dreht sie hin und her. Und Madame sagt: „Jawohl . . . hundert Fäden sind drin. Eine durchsichtige Dame hat's bestellt!“ Und die Kundin sagt: „Aber warum sind denn hier alle Fäden zu sehen?“ Ich lese gerade von der Erde Nabeln auf. Ich blide verstockt nach der Notunde, und wahrhaftig: alle Gestfäden zu sehen! Madame geht näher und wird ganz blaß, sagt aber gleich: „Ach, das ist 'ne Kleinigkeit . . . nur einmal auszuplätten!“ Und sie beginnen von den neuen Stoffen zu sprechen; aber man sieht's ihr an, daß sie schrecklich verstimmt ist.“

„Anjutta, Anjutta, was hast Du angerichtet?! Wie hast Du denn ausgezogen? Einfach ausgezogen wohl, ja?“

„Man hat mich doch gelehrt, die Gestfäden immer ganz aus-zuziehen.“ sagt unter Thränen die am ganzen Körper zitternde Anjutta.

„Herr Gott! Wie kann man denn aus Plüsch Gestfäden ganz ausziehen! Der Faden muß bei jedem Stich durchgeschritten werden, damit er nicht über den Plüsch gezogen wird!“

„Ich w . . . w . . . wußte das ja nicht!“ schluchzte Anjutta.

„Da klingelt's schon wieder. Jetzt gehen die Damen, gleich wird „sie“ erscheinen . . .“

(Schluß folgt.)

## Kleines Feuilleton.

— **Note Nasen.** Mit der rauhen Jahreszeit mehrt sich wieder bei unseren Damen die Klage über rote Nasen, und manche gefallsüchtige Schöne wird jetzt zu einer wahren Plage für ihren Arzt, der natürlich nicht in der Lage ist, mit der erwünschten Schnelligkeit Schäden auszugleichen, welche eine langjährige Unvernunft veranlaßt hat. Denn eine solche ist die ursprünglich orientalische Sitte des Schleierns bei uns geworden, und wenn unsre Frauen durch das vollkommen zwecklose Tragen eines Schleierns die Gesichtshaut verweichlicht haben, mögen sie sich auch nicht wundern, wenn bei kälteren, windigem Wetter, besonders bei kaltem Regen und Schnee, die den Schleier durchnässen, die Haut auf Wangen und Lippen springt, und die Nase als unerfreuliches Thermometer sich rölet. Aber auch direkt ernste Erkrankungen, so schreiben die „Blätter für Volksgesundheitspflege“, kann ein Schleier veranlassen, und so manche schwere Gesichtskrankheit ist allein darauf zurückzuführen gewesen, daß beim Färben des Schleierns schädliche Stoffe Verwendung gefunden hatten. Ganz thöricht ist es schließlich, wenn als Schleier nicht nur gleichmäßig dünnes Gewebe benutzt wird, sondern wenn man dazu mit Krabesteln verzierte oder mit Tüpfeln versehenen Mull wählt. Durch diese Beeinträchtigung seines Schutzes kann das Auge ernstlich Schaden nehmen, und gilt das vor allem für die in der Entwicklung begriffenen Mädchen, die sich auf eine solche Weise leicht das Schielen oder wenigstens den sogenannten „falschen Blick“ angewöhnen. Wir brauchen weder im Sommer noch im Winter einen Schleier, dessen angebliche Verhütung von Halskrankheiten mindestens eine zweifelhafte ist, und wo ohne Schaden sein Gesicht jeder Bitterung ausgesetzt wird zum Lohn dafür die schönsten und reinsten Gesichtsfarben aufzuweisen haben, weil seine Hautgefäße nicht ihre zusammenziehende und erweiternde Kraft verloren haben, und damit der Haut die Anpassungsfähigkeit an jede Bitterung erhalten worden ist. Wasse, welke Gesichter, spröde Haut und rote Nasen rühren oft nur von dem gewohnheitsmäßigen Gebrauch eines Schleierns her, den deshalb unsre Damen möglichst bald in ihrem eigenen Interesse aus der Liste ihrer Toiletteartikel streichen sollten. —

## Theater.

**Deutsches Theater. Die Jüdin von Toledo.** Historisches Trauerspiel von Grillparzer. — Das halb ver-gessene Stück Grillparzers ist schon seit Jahren in den Spielplan des Deutschen Theaters aufgenommen. Joseph Raim und Agnes Sorma f üben in den beiden Hauptrollen Trümphe gefeiert. Aber damit, daß die Tragödie großen schauspielerischen Individualitäten mannig-fache Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Darstellerkunst gewährt, sind auch die Vorzüge der Dichtung in der Hauptsache erschöpft. Die Glut der Leidenschaften, die wir auf der Bühne sehen, läßt uns selbst kalt. Es fehlt die siegende Macht, die Fülle der Phantasie, welche die Illusion in den Herzen der Zuschauer heraufzwingt. Mit klugen Wendungen, wohl überlegt wird die Fabel eingeleitet, entwickelt und einem äußerlich befriedigenden Abschluß zugeführt, aber an diese kluge Ueberlegung wird man eben überall erinnert. Nirgends, trotz so mancher fein beobachteten Charakterzüge und Nuancen etwas, das mit der Gewalt einer genialen Intuition überraschte, das aus der

Trägheit eines matten Interesses uns zum Staunen, zur Bewunderung aufrüttelte! Und wie die Handlung so die Sprache. Es ist kein kraftvoll persönliches Gepräge in ihr, glatt und eben, aber darum auch eindrucklos, rauscht der Strom der süßfüßigen Zamben an unserem Ohr vorüber. Bei aller Bildung, allem Verstande Epigonenkunst!

Auch die ausgezeichneten Schauspieler, welche das Deutsche Theater diesmal ins Treffen geschickt, halfen über diesen Eindruck nicht hinweg. Alfons VIII., den jungen König von Kastilien, der, seiner allzu sanften, unnäßig tugendhaften Königin überdrüssig, von Nahels gankelnden Zauberreizen bethört wird, spielte Herr Wasser-mann. Es war kein Wunder, daß sich der treffliche Lang-Heinrich aus dem „Nothen Hahn“ in seiner neuen Fürsten- und Heldenrolle am Anfang nicht ganz wohl befand. Das hell und hart klingende Organ und die hastige Sprechweise wollten, das war der erste Eindruck, zu den Grillparzer'schen Versen wenig passen. Doch verlor sich diese störende Empfindung dann mehr und mehr. Schon im zweiten Akt, bei der Begegnung mit Nabel und in den unmittelbar anschließenden Szenen wuchs die Gestalt zusehends. Sehr gut gelang der Ausdruck des jugendlich Schüchternen und Schamhaften. Zur vollen Größe aber erhob sich das Spiel gegen Schluß des Stückes, als Alfons auf das Gerücht, daß eine Empörung im Lande ausgebrochen sei, von Nahels Seite zu der verlassenen Königin zurückeilt. Das Hin und Her der Stimmungen in dem Gespräch mit der Königin, die Wägung, das Entgegenkommen, dann das Erwachen des Trostes und erneuter Begierde, der Zorn über den Widerstand der Granden, endlich die fliegende Angst und die wilde Nachsicht, als er den gegen Nabel geplanten Mordanschlag zu ahnen beginnt, all das brachte Wassermann in großen und echten Tönen heraus.

Die Nabel von Irene Triesch hatte den einen großen Fehler, daß sie die Liebesraerei, die sie dem Könige einflößt, uns unerklärt ließ. Es ist wahr, Grillparzer hat diese Mädchengestalt mit einem Uebermaß von Weiblichkeit im schlechten Sinn des Wortes ausgestattet. Kein ernsther Gedanke hat Nabel je gestreift, nur die Begierde und die ewig springende Laune des Augenblicks bestimmt sie. In der Liebe reizt sie der Trieb des Blutes, aber noch mehr die Sehnsucht nach Macht. Geliebt werden, heißt für sie quälen und im Quälen das Bewußtsein ihrer Macht genießen dürfen. Unermüdet ist sie bedacht, die Schlingen ihrer Kolerie nach neuen Opfern auszuwerfen. Die ganze Welt soll ihrer Schönheit huldigend zu Füßen liegen. Und dieses tödlich-gefährliche Wesen mit den verborgenen scharfen Krallen ist dabei schwach, furchtsam, wehleidig und kindlich furchtlos bis zum äußersten. Je höher die Last ihrer Fehler gehäuft ist, einer um so reizenderen Jugenddunst bedarf die Gestalt, wenn wir die Zauberwelt, die die Dichtung ihr nachrühmt, glauben sollen. Das Spiel des Hrn. Triesch gab all' die inneren Gebrechen dieser Natur, das pathologisch-nervöse derselben, vortrefflich wieder, aber der verkärende Schimmer, der die Gebrechen selbst noch liebenswert erscheinen läßt, der fehlte leider. Gleich in der ersten Scene, wo sie schreiend auf die Bühne stürzt und des Königs Stiege umklammert, trat das hervor und der Eindruck wich auch später nicht. Wie sie die zitternde Kengsilchheit des Mädchens hier spielte, das war an sich vortrefflich, aber die Kengsilchheit hatte nichts Mähdendes, nichts was in die Herzen unwiderstehlich sich einsameln konnte. Hrn. Dumont, der die kleine Rolle der Esther zugefallen, war im letzten Akt von tragischer Größe. Machtvoll und erschütternd klang der Kluch, den sie den Wörtern Nahels, den Großen der Erde, die adios mit dem Leben der Niedriggeborenen spielen, nachruft. Sehr hübsch und ohne jede Spur von Uebertreibung, die gerade bei solchen Rollen so nahe liegt, spielte Hanns Fischer den alten Isaac, Nahels und Esthers Vater. Lotti Sarrow war, wie sie sollte, eine bleichsüchtige und tugendhafte Königin. — dt.

— n. Wolzogens „Vuntes Theater“. — Die Japaner kamen am Montag mit einem neuen Drama „Der Shogun“. Eigentlich war es gar kein Drama, sondern nur ein Akt eines Dramas, dessen Handlung, nach Wolzogen, in das Jahr 1357 zu legen ist. Der Shogun, Titel eines japanischen Unterfürsten, hat den Aufstand seines jüngeren Bruders siegreich niedergeschlagen. Die Strafe des Empörers soll seine Hinrichtung sein; allein ein treuer Diener erleidet den Tod für seinen Herrn. Bei einem Maskentanz im Palaste des Shogun wird der vermeintlich Hingerichtete in der Verkleidung eines Mädchens, nach dessen Besitz es den Shogun schon lange gelüßte, dem Despoten zugeführt. Erstent heißt der Shogun die Wüdenträger und Tänzer hinausgehen, da wirft der Verkleidete die Weiberkleider von sich; die feindlichen Brüder stehen sich gegenüber. Und nun beginnt ein wilder Kampf, in dem die Dolche nur so durch die Luft blitzen. Keiner bleibt Sieger; beide sinken tot zu Boden. Da erscheint noch im letzten Augenblick die ob der Kunde von der Hinrichtung wahnstunig gewordene Gattin des Jüngeren. Beim Anblick des Geliebten dämmert wieder das Bewußtsein in ihr auf, allein die große Freude wird auch ihr Tod.

Sada Yacco gab die Wahnstunige. Ihr Wahnstunig äußerte sich mehr in graziösen Tänzen, als in Worten. Für europäische Begriffe war das immerhin etwas jellam. Nur die Schlußscene zeigte die große Künstlerin: im Lächeln, im Minenspiel, in den Bewegungen. Kawakami und Fujisawa, die beiden feindlichen Brüder, standen in ihrem Spiel dem Zuschauer näher. Kawakami, der bei erregten Stellen nur mit Fisterstimme sprach, gab den asiatischen Despoten mit kalter Hartberzigkeit. Fujisawa war die Verkörperung

des persönlichen Hasses. Der Kampf der Brüder, ihre Mut, ihre Todeszudungen waren ein Brachtstück von realistischer Treue. Interessant war schließlich noch der Maskentanz. —

**Musik.**

k. Ein großer Musikpreis der Stadt Paris. Die Stadt Paris hat für die französischen Musiker einen neuen musikalischen Wettbewerb eröffnet, dessen Schlußtermin auf den ersten Dezember 1903 festgelegt ist. Die Kompositionen sollen größere musikalische Werke ersten Charakters mit Soli, Chören und Orchester, in sinfonischer oder dramatischer Gestalt sein. Wenn das preisgekrönte Werk sinfonisch ist, wird der Komponist einen Preis von 10 000 Fr. erhalten und sein Werk wird von der Stadt Paris im Laufe der zwölf Monate, die der Entscheidung der Jury folgen werden, zur Aufführung gebracht. Die Kosten dieser Aufführung dürfen die Summe von 20 000 Fr. nicht überschreiten und der Dirigent, der von der Stadt gewählt wird, soll eine zweite öffentliche Aufführung des preisgekrönten Werkes veranstalten. Wenn das Werk in dramatischer Form komponiert ist, wird der Autor die Art der Aufführung wählen können; entscheidet er sich für eine Aufführung in einem Konzert, ohne Inszenierung, so wird er 10 000 Fr. erhalten und die Stadt wird es in derselben Form wie beim ersten Mal ausführen lassen; wählt er dagegen eine Aufführung auf der Bühne, so wird er einen Preis von 5000 Fr. erhalten, und dem Bühnendirektor, der den Auftrag erhält, das Werk aufzuführen, werden 25 000 Fr. ausgezahlt. Außer der Vorstellung, die für die Stadt Paris reserviert bleibt, wird der Direktor wenigstens sechs öffentliche Vorstellungen veranstalten müssen. Die Jury wird aus 16 Personen gebildet, von denen vier von den Wettbewerbern und neun von dem Stadtrat erwählt werden; der Seinerpräsekt wird den Vorsitz führen. Die Partitur wird vollständig orchestriert sein müssen und ein Auszug für Klavier und Gesang soll besonders gefestert werden. Die Gesamtsumme, die in dem Budget der Stadt für diesen Wettbewerb ausgesetzt ist, soll 42 000 Fr. betragen. —

**Humoristisches.**

— Billig und gut. Er: „Was giebst denn Du zum Liebesmahl in Eurem Kränzchen?“

Sie: „Die Unterhaltung — ich gehe nicht hin.“ —

— Piffig. Bekannter zum Variété-Besitzer: „Wie machen Sie's nur, daß Ihr Lokal jeden Abend gestopft voll ist?“

„Ja, sehen Sie, ich lasse meine unmoderneren Plakate immer neben einem hypermoderneren der Konkurrenz aufleben. Durch dieses werden die Leute angelockt, können jedoch den Text desselben nicht entziffern, lesen das meinige und kommen zu mir.“ —

— Wandel. Im Hexameter träumt der Held von unsterblichem Ruhme,

Im Pentameter drauf ist er unsterblich blamiert! —  
(„Weggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Der Goethe-Erklärer Heinrich Dunger ist zu Köln a. Rh. im Alter von 88 Jahren gestorben. —

— Nordenskjölds Bibliothek ist von der Universität Gelsingfors für 200 000 Kronen angekauft worden. —

— Georg Hirschfelds neues Drama „Der Weg zum Licht“ ist eine Märchendichtung in Versen; das Stück ist dem Deutschen Theater eingereicht worden. —

— „Der Sieger“, ein vieraktiges Drama von Max Dreher, fand bei der Aufführung im Münchener Schauspielhause einen bestrittenen Erfolg. —

— Sudermanns „Ehre“ erobert sich ganz Frankreich; in Marceille erlang das Stück kürzlich einen durchschlagenden Erfolg. —

— Eine Ausstellung von Werken Eugen Brachts und seiner Schüler wird anfangs Januar im Künstlerhause eröffnet werden. In der Ausstellung werden sich auch frühere Schüler Brachts beteiligen; u. a. Oskar Frenzel, Feldmann und Detmann. —

— Die Eröffnung des Pergamon-Museums erfolgt am Freitag. —

— Die Rechtsanwaltskosten in der Baron Hirsch'schen Nachlasssache (Aufteilung der Stiftungen etc.) betragen 800 000 Kronen; sie fielen zwei Wiener Advokaten zu. —

c. Auf der Jahresversammlung der Gesellschaft Varnum u. Bailly wurde folgendes berichtet: Während des letzten Jahres hat der Cirkus eine Tournee durch Oestreich, Deutschland, Holland und Belgien gemacht. Die Brutto-Einnahmen betragen nicht weniger als 5 924 960 M., denen Ausgaben von 4 563 060 M. gegenüberstanden. Das Jahr hat einen Ueberschuß von 1 378 680 M. gebracht, so daß die Direktoren eine Dividende von 10 Proz. auf ein Kapital von 8 000 000 M. bezahlen, 600 000 M. für die Kosten der Einrichtung des Cirkus in Paris bewilligten und 245 340 M. auf das nächste Jahr übertragen. Die Zahlen zeigen, daß auf je 20 M. Eintrittsgeld ein Reingewinn von 4.50 M. kommt. —